Nationalsozialistische Geschichtsfälscher

Hat die NSDAP. etwas mit dem Geist von 1813 zu tun?

„Ein neues 1913."

„Ein neues 1813 zieht herauf, und was einst ein Stein und ein Scharnhorst dem verratenen Preußen von 1807 waren, das werden unsre Hitler und Epp dem Deutschland von 1931 sein!", so schnaubt pathetisch der Reklamechef der Nazis in der Grenzmark Posen-Westpreußen landauf und landab. Und des Hugenberg-Konzerns nationalsozialistische Kinder hören es gern und donnern stürmischen Beifall dem mit Immunität gewappneten Ritter von der traurigen Gestalt.

Aber mögen sie noch so oft von 1813 und Stein und Arndt und Fichte sprechen — die Nazis haben von dem Geiste, der jene Männer beseelte, auch nicht einen Hauch verspürt. Denn wer in den Reihen der NSDAP. es bisher wagte, Gedanken, die diese Großen der Befreiung von 1813 bewegt hatten, zu äußern, wurde als „Marxist" und „jüdisch verseucht" schroff abgeschüttelt. Davon kann die „Gruppe revolutionärer Nationalsozialisten" um Otto Straßer wohl ein Liedlein singen! — Der Geist der wildgewordenen Spießbürger von 1930 hat eben nichts gemein mit dem Geist jener deutschen „Jakobiner" von 1813.

Denn Jakobiner, revolutionäre Demokraten waren jene preußischen Verherrlicher der großen Französischen Revolution. Jener Königsberger Professor und Freund Kants, Christian Jakob Kraus, der an den Kriegsrat Scheffner schreiben konnte: „Meine Seele ist seit meinen Knabentagen voll von Grauen und Abscheu über die brutale Stockherrschaft der sogenannten Männer von Geburt, ist voll von Gram und Ekel über die stulta sapientia (hochmütige Weisheit) eines sogenannten militärischen Staates", — jener gefährliche Major Gneisenau, der da bekannte: „Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollen die übrigen Staaten das Gleichgewicht wieder herstellen, dann müssen sie sich dieselben Hilfsquellen öffnen und sie benutzen. Sie müssen sich die Resultate der Revolution zueignen", — jener nassauische Reichsfreiherr vom Stein mit seinem revolutionären Bekenntnis: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden; dies hieße ein System einer militärischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Türmen befestigten Städten gründen zu wollen!" — jener Lausitzer Webersohn Fichte, der schon 1793 „von den Fürsten die Denkfreiheit, die sie unterdrückten, zurückgefordert" hatte!

Ja, sie waren Demokraten, sie waren „Jakobiner". Und darum erkannten sie auch viel früher und viel schärfer als all die andern die Ursachen des Zusammenbruchs des glorreichen friderizianischen Heeres, diese Ursachen, die nicht auf militärischem und nicht auf verwaltungstechnischem, die einzig und allein auf wirtschaftlichem, auf soziologischem Gebiet lagen! Scharnhorst spricht in seiner berühmten Denkschrift vom Jahre 1810 aus: „Unsre Heere, die im Jahre 1806 dem Feinde entgegengingen, waren in Hinsicht der mechanischen Kraft gewiß sowohl dem Einzelnen als auch dem Ganzen ihrer Gegner überlegen und wurden doch zersplittert, weil die Bande, welche die Mehrheit der Individuen der Armee an das Vaterland fesselten, nur höchst unvollkommene waren. Der ärmere, unbegüterte Teil der Nation kann nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben, welches ihn so kärglich ausstattete." Gneisenau folgerte deshalb: „Es ist billig und staatsklug zugleich, daß man den Völkern ein Vaterland gebe, wenn sie ein Vaterland kräftig verteidigen sollen!" — Wo ist der nationalsozialistische Führer, der ehrlich genug ist, zu bekennen: Schuld am Zusammenbruch im Herbst 1918 war nicht der „Dolchstoß" der ludendörfflichen jüdisch-freimaurerisch-jesuitischen Sagengestalten, sondern letzten Endes die Tatsache, daß die Massen, die man in die feldgraue Montur gesteckt hatte, ein Vaterland verteidigen sollten, das sie nicht besaßen, weil junkerliche und großkapitalistische Profitwirtschaft sie entwurzelt und heimatlos gemacht hatten.

Ueber Adel und Fürsten.

Wie empört war doch seinerzeit die völkische Presse über den Beschluß der deutsch-österreichischen Nationalversammlung, der die Abschaffung des Adels dekretierte! Das fand man „lächerlich und typisch jüdisch" (Deutsche Zeitung"). Nun, dann sind auch des Freiherrn vom Stein Verdammungsurteile über den deutschen Adel „lächerlich und typisch jüdisch": „Vom Adel darf man nicht die Rettung des Vaterlandes erwarten . . . der reiche Adel will sein Eigentum genießen, der arme will Stellen und Auskommen" — und ebenso Theodor v. Schoens Ausspruch, daß aller Adel und alles Junkertum verschwinden müsse, solle es zur wahren Freiheit Deutschlands kommen! — Und wie denkt die NSDAP. über Gneisenaus Vorschlag in seiner „Konstitution für die allgemeine Waffenerhebung des nördlichen Deutschlands gegen Frankreich": „Jeder Adel, der nicht durch im Unabhängigkeitskriege erhaltene Wunden oder Handlungen der Tapferkeit oder große, dem Vaterland geleistete Opfer oder durch in ihren Folgen wichtige Ratschläge erneuert wird, hört auf?" Und über Wilhelm v. Humboldts Meinung: „Es gibt nur zwei gute und wohltätige Kräfte in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte liegt, taugt reineweg nichts, und wir nur insofern, als wir uns dem Volke nahestellen"? Was in der Mitte liegt, das ist eben jene überständige Aristokratie, deren zeitfremden Egoismus und Eigendünkel Humboldt in der Diplomatie der alten Schule tagtäglich vor Augen hatte, — und es ist nicht minder jene aufstrebende, ehrgeizige Bourgeoisie, die eben in Frankreich und England zur Macht gelangt war . . .

Menschen, die so respektlos über den Adel dachten, hatten selbstverständlich auch keine Ehrfurcht vor der geheiligten „altdeutschen" Einrichtung der Monarchie. Was sind in Augenblicken höchster Spannung den Männern, die Throne und Großstaaten hatten stürzen sehen, die dem unerbittlichen Schritt der Revolution gelauscht hatten, die kleinen Dynastien Deutschlands? Ihr Lebenswille warf mit stürmischer Kraft diese Schranken beiseite. Schon in Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit" (1806) heißt es: „Das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber haben als Herren und Fürsten!" Wild wettert er gegen die Monarchen Deutschlands, — Verbrecher, Krämer und Juden nennt er sie. Und in seinen „Phantasien für ein künftiges Deutschland", jenem noch viel revolutionäreren, 1812 entstandenen Werke verkündet er in biblisch-prophetischem Stil als einziges Heilmittel die Befreiung und Neugestaltung Deutschlands durch eine einheitliche, zielbewußte Volkserhebung unter Ausschaltung der Fürsten: „Laut und kühn wollen wir es sagen und verkünden, daß das Alte vergangen ist und daß das Neue werden wird, daß das Volk nicht da ist, damit Fürsten seien, sondern daß Fürsten . . . aufhören müßten, sobald das Volk ihrer nicht mehr bedarf!" — Und Fichte, der geschworene Fürstenfeind, schreibt in seinem politischen Testament von 1813, das den Titel „Die Republik der Deutschen" führt, kurzhin: „Im Volkskriege kämpft für seine eignen Zwecke das Volk, nicht für das Interesse oder die Einbildung eines solchen, der abgesondert von ihm geboren wird und stirbt, also durchaus nicht der Unsrige ist! Ich fordere Republik, nicht Willkür, in keinerlei Hinsicht . . . Die gewöhnliche Adelsehre, Treue gegen einen Herrn, ist Tugend des Hundes, politischer Köhlerglaube aus Faulheit! — Wo es einen Landesherrn gibt, da gibt es kein Volk. So kann es zu einem deutschen Volk nur kommen durch Abtreten der einzelnen Fürsten! Aller Alleinwille und alle Alleinherrscherei muß eben weg!" Armer Adolf Hitler!!! Was nützt dir deine Alleinherrscherei im Dritten Reich und dein pseudo-fichtescher „Aufruf zu den Waffen", wenn dir jeder deiner gutbezahlten Prätorianer mit Fichte erwidern kann: „Wir wären Toren, wenn wir den äußern Unterdrücker verjagten, um im Innern eine desto schamlosere Despotie aufrichten zu helfen!"

Werden wir uns doch darüber klar: Wenn man vom Volke Opfer an Leib und Leben, Gut und Blut für die Freiheit Deutschlands verlangt, dann will das Volk für diese schwersten Opfer auch die ganze Freiheit, nicht nur die von ausländischen, sondern auch die von deutschen Aussaugern, nicht nur die von der Knute der polnischen „Aufständischen", sondern auch die von den Schlagringen und sonstigen geistigen Waffen der Hitlerschen Gelbhemden! Das erkannten die Fichte und Stein, Arndt und Gneisenau, Humboldt und Schoen, — und forderten vor der Befreiung vom äußern Feind die Befreiung vom innern: die Befreiung von der fürstlichen Allmacht und dem ministerialen Aristokratismus, die Befreiung der proletarisierten Bauern von der Fronsklaverei und der Bürger von der Stockherrschaft der Junker. „Gibt man dem Staat", schrieb Gneisenau, „überhaupt eine freiere Gestalt, so befriedigt man die denkenden Köpfe, reißt die Enthusiasten mit sich fort." Und Fichte, der Radikale: „In eine freie Verfassung wollen alle treten, wenn nämlich alle gefragt werden. Der Aristokrat will es freilich nicht. Im Grunde wollen nicht: alle Reichen und die aus den höheren Ständen. Nur der in der Idee sich selbst Aufopfernde will."

Eine freie Verfassung.

Und so frei wie möglich sollte die Verfassung des neuen Deutschlands gestaltet sein — ganz im Gegensatz zu Hitlers Drittem-Traum-Reich! Wilhelm v. Humboldt, von dem mehrere Entwürfe für eine Neugestaltung herrühren, bezeichnete den Staat „immer nur als ein notwendiges Mittel und, da allemal mit Einschränkung der Freiheit verbunden, als ein notwendiges Uebel". Der eigentliche Rufer aber nach einer freiheitlichen Verfassung war der Reichsfreiherr vom Stein. Was ihm vorschwebte, war im Grunde eine große moralisch-politische Umwälzung. Er wollte den Geist der Freiwilligkeit, des Gemeinsinns und des politischen Pflichtgefühls an die Stelle des Zwangsstaates Friedrichs II. setzen; er wollte aus dem militärisch-bürokratischen Staat ein mehr genossenschaftlich organisiertes Gemeinwesen machen, das sich allmählich selbst regieren lernen sollte. Erst in der Gegenwart ist bei der Schaffung der Weimarer Verfassung die Einsicht durchgedrungen, daß alle gesunden Reformpläne unmittelbar an die Steinsche Gesetzgebung anknüpfen müssen, wo die Gedanken deutscher Gemeinfreiheit und Selbstverwaltung am klarsten ausgeprägt sind. — Müssen wir noch darauf aufmerksam machen, daß das famose NSDAP.-Programm selbstverständlich nicht die geringste Spur eines solchen Gedankens Steinscher Prägung aufzuweisen hat?

Daß auch das Heer auf neuer Grundlage aufgebaut werden mußte, war klar. Die große Errungenschaft der französischen demokratischen Revolution, die allgemeine Wehrpflicht aller Staatsbürger, wurde eingeführt, das Offizierkorps durch Nichtadlige aufgefrischt. Aber selbst das genügte den preußischen „Jakobinern" nicht. Grolman forderte die Miliz, Scharnhorst suchte in Landwehr und Landsturm die Idee der allgemeinen Volksbewaffnung zu verwirklichen, und Gneisenau schlug in seiner „Konstitution" vor: „Die zusammengebrachten Bataillone wählen sich selbst ihre Unteroffiziere und Offiziere." Das Heer sollte nicht mehr getrennt vom Volke, nicht mehr kaserniert, sondern das Volk in Waffen sein. Deshalb verwarf auch Ernst Moritz Arndt ausdrücklich die Meinung, daß der Soldat, wenn er zur Fahne eines Königs oder Fürsten geschworen habe, blind alles tun müsse, was ihm geboten würde, und daß Soldaten- und Offiziersehre ein andrer Ding sei als Bürger- und Menschenehre. — Wo findet man in der nationalsozialistischen Bewegung den Widerhall dieser Ideen? Man überläßt der so leidenschaftlich als undeutsch bekämpften Demokratie und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold die Werbung für die Hochziele, die einst die Stein und Gneisenau unserm Volke wiesen!

Wo hört man in der nationalsozialistischen Presse Stimmen gegen den junkerlichen Großgrundbesitz wie die eines Arndt: „Die Erde ist für den Menschen da und nicht der Mensch für die Erde, daß er gleichsam wie ein anderes Lasttier und Zugvieh nur darauf ächze und stöhne, und daß wenige einzelne, die ihm ähnlich sehen, von seiner Arbeit Nutzen ziehen und der Gaben der Erde genießen, die er im Schweiße seines Angesichts hervorbringt"? — Wie die eines Fichte: „Das Reich ist Herr des Bodens, der an die Ackerbauer als lebenslängliches Lehen ausgeteilt wird . . . Das Halten an der Ungleichheit ist Egoismus: Eigennutz bei den Höheren, Feigheit bei den Niederen. Ungleichheit muß sein, sagen sie als ein Axiom. Dies ist schlechthin nicht wahr. Die die Natur macht, muß freilich sein, — die andre aber ist Sache des Erbes"?

„Niemandes Herr, niemandes Knecht!"

Gegen den Geist der Erhebung von 1813, gegen diesen wahrhaft demokratischen Geist, verblaßt aller Wahlschlachten-Radikalismus der Nationalsozialisten. Was sagen die „geistigen" Führer der NSDAP., die sklavisch jedem Befehl ihrer Osafs, Asafs und Gausafs nachkommen, z. B. zu einem Fichte, der im Sinne Kants („das moralische Gesetz in mir!") allen äußern Autoritäten den Krieg erklärt: „Wer unter Berufung auf eine Autorität hin handelt, handelt notwendig gewissenlos!", der — wie Hohn muß es den Diktatur-Masochisten des Hitler-Gefolges in die Ohren gellen — verkündet, daß „wir den Mut zu erwecken haben, niemandes Herr und niemandes Knecht zu sein!"

Weder Herr noch Knecht! Zum erstenmal ertönt hier 1813 dieser Schlachtruf der neudeutschen Bewegung. Arme Nazis, wie sagt euch nun der „Marxist" Fichte zu, dessen „Reden an die deutsche Nation" ihr so gern zitiert? Wie wenig seid ihr euch doch eigentlich der deutschen Rolle in der Weltgeschichte bewußt, die Gneisenau uns schon aufwies: „Gott ließ uns nur deshalb so tief sinken, um aus demselben Deutschland, worin religiöse Freiheit aufblühte, die politische Freiheit zugleich mit der Veredlung der Völker, die nur in ihrer wechselseitigen Unabhängigkeit gedeihen kann, ausgehen zu lassen!"

Die NSDAP. ist ein blutiger Hohn auf den Geist von 1813. Sie hat das Erbe der Fichte und Stein in den Kot der imperialistischen Gosse gezogen und bekämpft nun diejenigen, die sich zu Bannerträgern der Idee von 1813, der Demokratie und der Völkerbefreiung, gemacht haben. Denn wir Frontkämpfer und Jungmannen im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold sind stolz darauf, zur Verwirklichung jenes Ideals berufen zu sein, das schon Fichte uns sterbend wies: „Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im ewigen Weltplan. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt. Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden zu diesem großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen! Ein andres Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da!"

G.

Warum?

Eine Kriegserinnerung von Hermann Renz

Das war im Herbst 1914 vor Verdun. In einem kleinen Orte, der zwischen Priesterwald und Combreshöhen lag.

Die Armeeabteilungen zweier bekannter deutscher Heerführer grenzten etwa drei Stunden von dem Dorfe entfernt hart aneinander. Es kamen Zehntausende von Soldaten in jenem kleinen Orte tagtäglich neuuniformiert und mit neuen Waffen an. Sie alle, ob jung und kaum der Schule entlaufen oder aber alt mit bereits angegrauten Bärten, befanden sich in mehr oder weniger verhaltener Aufregung. Die einen sangen und lärmten aus dieser Stimmung heraus, die andern zeigten ernste oder düstere Gesichter.

Alle diese Menschen wurden von den nahen Schützengräben und sonstigen festen Stellungen aufgeschluckt. Viele verließen dieselben niemals wieder. Viele andre, Tausende, kamen wenige Tage oder Wochen später in lehmbeschmutzten und zerlumpten Kleidern, mit blutgetränkten Verbänden am Körper, scharenweise, in einiger Ordnung oder auch in kleinen unregelmäßigen Trupps zurückgewandert; froh, dieser Hölle entronnen zu sein. Dieser Hölle, in welcher ein ewiges Feuer unter ewigem Regen in grundlosen Schlammlöchern brannte. Das waren die Glücklichen mit den Heimatschüssen. Denn jeden Tag kamen auch kilometerlange Reihen kleiner, pferdebespannter Wagen von vorn. In ihnen breiteten sich blutgetränkte Strohbündel. Auf diesen lagen Menschen, die schauerlich verstümmelt waren, deren Zähne in Fieber heftig übereinanderschlugen. Andre befanden sich im Sterben. Mancher Wagen barg auch Leute, die ganz stumm geworden waren und deren Gesichter eisig über etwas Unfaßbarem zu brüten schienen.

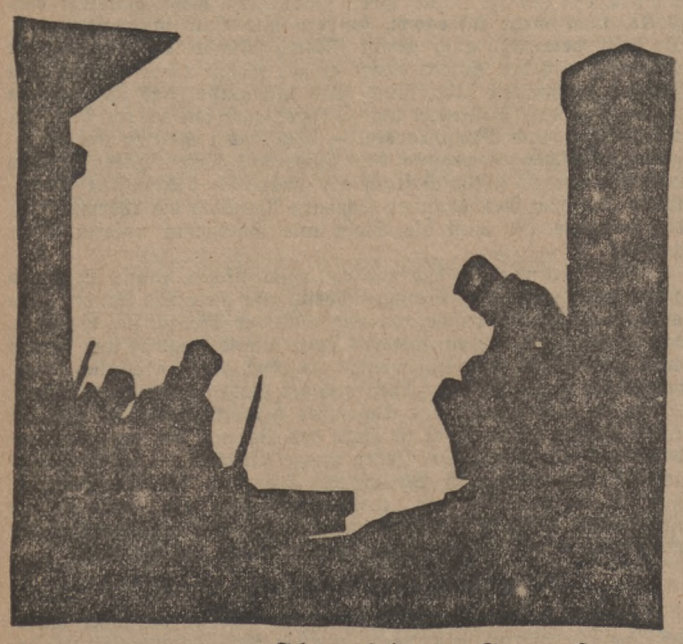
Ueberall schwebte leiser Dunst süßlichen Chloroforms, bittern Karbols und aufreizender Blutgeruch. Kam der Wind aus Westen, dann führte er die eigentümliche Witterung des Verwesens mit sich. Die ganze Gegend bestand aus einer Mischung kraftvollen Lebens und widerwilligen, langsamen oder raschen Sterbens, welches die ganze Umgebung und alles Lebendige in ihr einem unwiderstehlichen Zwang unterwarf.

Zwischen den deutschen Soldaten bewegten sich noch diejenigen Einwohner des Ortes, die gleich andern Bauern und Bürgern in der Kampfzone liegender Dörfer ihre Heimat noch nicht freiwillig verlassen hatten und abzutransportieren man bisher noch keine Gelegenheit fand. Hie und da kam auch ein Trupp dieser Unglücklichen aus nahen Orten angewandert, von einigen Soldaten eskortiert, mit ärmlichen Habseligkeiten beladen und in ihren Gesichtern neben dem eignen Entsetzen das Unglück der ganzen Welt mit hartem Griffel eingegraben, um eine neue Stätte zu suchen, auf der sie unglücklich sein konnten. Dann teilten sich die Scharen der deutschen Soldaten und ließen dem Elend schweigend eine Gasse; denn zwischen dem offen zur Schau getragenen Unglück und dem Unglück im Herzen spinnen sich unsichtbare Fäden hinüber und herüber. Weil demjenigen, der nicht verdorben war, der Krieg ein Unglück und ein Greuel blieb.

Einmal aber wurde ein einzelner dunkelgekleideter Mann, der einige wenige Sachen, die in ein Tuch eingebunden waren, am Arm hängen hatte, bei graunebligem Morgen von der Front her unter scharfer Bedeckung in das Dorf hereingeführt. Hinter der Friedhofsmauer stand eine große baufällige Scheuer, bis oben hin mit Spaten, Picken und Schaufeln, Werkzeugen von uns Pionieren, angefüllt. Vor derselben lagen einige Balken. Auf diesen ließen sich die von Schmutz starrenden Begleitmannschaften im Halbkreis sitzend nieder und warfen den schweren Tornister achtlos auf die Erde. Ihre fahlen Gesichter zeigten höchste Erschöpfung und ihre Blicke waren abgestumpft. Die Leute gaben kaum eine Antwort. Ihre Köpfe hingen vornüber. Der eskortierte französische Zivilist lehnte sich, nicht minder erschöpft, stehend an die schmutzige Mauer. Er war ein kräftig gewachsener Mann, ohne Hut, in guten Kleidern. Seine langen, schwarzen Haare zeigten sich wohlgekämmt und ein leichter, gut gepflegter Vollbart von gleicher Farbe umrauste Kinn und Wangen. Das bleiche Gesicht zeigte südlich scharfen Schnitt. Die großen, dunkeln Augen aber sahen starr geradeaus vor sich. Irgendwohin in weite Ferne. Die

Arme hingen schlaff herunter. Aus den wortkargen Begleitmannschaften war nicht mehr herauszubringen, als daß ihnen der Mann als ein Spion mitten in der Nacht mit dem Befehl, ihn an diesen Ort zu bringen, übergeben worden sei. Ein Kraftwagen mit Offizieren sei zum Armeeoberkommando vorausgefahren.

Die Begleiterschar saß stumpfbrütend und der Gefangene stierte in die Luft. Etwas Unheimliches lastete über dieser Bewegungslosigkeit der Gruppe. Mein Weg führte mich in den nächsten Stunden mehrmals an der Stelle vorbei. Es veränderte sich nichts, als daß der Gefangene, nunmehr mit dem Rücken an die Mauer angelehnt, auf einem Steine saß und den Kopf in gleicher Weise wie seine Begleiter gesenkt hatte. Man konnte glauben, daß diese stummen, abgehetzten Menschen in ihrer Reglosigkeit auf irgend etwas Geheimnisvolles, ihnen selbst Unbekanntes, Unfaßliches warteten.



Scherenschnitte von Georg Hempel.

Der Himmel hing in grauer, schwerer Masse drückend über der Landschaft, und es begann staubfein zu rieseln. Da führte mich ein Auftrag abermals an der Stelle vorbei. Kaum ein weiterer Mensch, als die vorhin geschilderte Gruppe, befand sich um den Weg. Nur weiter unten, am Rande eines Baches, rauchten die Kochfeuer einer dort rastenden Infanterieabteilung. Da hemmte ich meinen Schritt; denn von dort herauf kamen zehn Mann mit geschultertem Gewehr, geradeswegs über die herbstliche Wiese. Ihnen voraus gingen zwei Offiziere, von denen der eine die himbeerroten Beinkleiderstreifen des Generalstabsoffiziers zeigte.

Mich umschlich ein eisiges Ahnen und ich ließ den langen Spaten, den ich trug, von der Schulter gleiten, um mich mit beiden Händen auf ihn zu stützen. In diesem Augenblick, in welchem das Eisen meines Grabwerkzeugs mit wehem Ton auf einen Stein geklirrt hatte, hob der Gefangene den Kopf, stand langsam auf, streckte den rechten Arm in weitabwehrender Gebärde aus und starrte mich mit aufgerissenen, entsetzensflammenden Augen an, als sehe er ein Gespenst. Es standen auch die Begleitmannschaften auf, denn mittlerweile waren die beiden Offiziere mit den zehn gewehrtragenden Leuten angekommen. Die bleichen Züge des Gefangenen zuckten und die Augen des Mannes hingen in immer größerm Schrecken an mir, so daß ich unendlich verwirrt wurde. Auch die Begleitmannschaften, welche vorher anscheinend gar keine Notiz von mir genommen hatten, sahen mich überrascht und mit eigenartigen Blicken an. Da hörte ich neben mir den einen Offizier mit gedämpfter Stimme fragen: „Soll denn kein Geistlicher . . .?" Sein Kamerad unterbrach ihn: „Warum? Es ist ja doch keiner da!"

Dann trat der Generalstabsoffizier an den ihn mit großen Augen schreckhaft betrachtenden Gefangenen heran und richtete mit halblauter Stimme einige französische Sätze an ihn. Als Antwort ertönte aus dem Munde des Mannes: „Pourquoi?" („Warum?")

Der Offizier gab keine Antwort, drehte sich um und ging. An seine Stelle trat der Unteroffizier von der Erschießungsabteilung, mit einem Tuch in der Hand, und band dem sich kaum Sträubenden mit raschem, sicherm Griffe die Augen zu. Alles sprang aus der Schußlinie, und die Szene durchschneidend, ertönte das Kommando: „Achtung!" Der Gefangene lehnte mit dem Rücken an der Scheuerwand, seine Fingernägel rissen krampfhaft krallend Rinnen in den Mauerverputz, und sein Mund schrie fragend und klagend in entsetzlich schneidendem Tone abermals das Wort „Pourquoi?"

Dann brüllte eine Salve in den grauen Tag hinein und es zog ein schauerliches Echo die Hügel entlang. Ein abermaliges Kommando ertönte. Die beiden Offiziere entfernten sich mit ihren Leuten raschen Schrittes. Die Begleitmannschaften rissen ihre Tornister hoch und gingen ebenso eilig, ohne Ordnung, beinahe fluchtartig, mit bleichen Gesichtern dem Dorfe zu.

Um mich kümmerte sich kein Mensch. Vielleicht, weil man mich, meiner Pioniermuniform und meines Spatens halber, für den kommandierten Totengräber gehalten haben mochte.

Der Regen rauschte stärker herab. Ich stand immer noch auf meinen Spaten gestützt, wenige Schritte vor dem Toten. Und um Herz und Vernunft krampfte sich auch mir mit klammernder Zähigkeit das Wort: „Warum?"

Dieses „Warum", das mir in den kommenden Jahren, bei allem, was ich sah, immer wieder mit glühender Zange ans Gehirn faßte, mit eisernem Griffe das Herz preßte. Dieses „Warum", das ich später bei vielen Anlässen tausendfach aus dem Munde meiner Kameraden hörte und das millionenfach in die blutige Fratze des Kriegsgottes geschrien wurde.

So lange, bis sich diese millionenfache Frage in den ebensoviel millionenmal tönenden Schrei: „Niemals wieder" aus gleichen Kehlen gelöst hatte. —

Die Republik im Vormarsch!

Von Kurt Anker, Major a. D., Berlin.

Seit dem ersten Tage ihres Bestehens krankt die (nicht allein aus geschichtlich-moralischen Gründen durchaus rechtmäßig geborene, sondern überdies auch noch in denkbar „legitimen" Formen erstandene) deutsche Republik an der fast lächerlichen Bescheidenheit und Rücksichtnahme, mit der ihre bisherigen Regierungen und nach ihrem Beispiel auch die meisten überzeugten Anhänger des neuen Staates diesen gegenüber all denen vertreten, die sich als seine Gegner aufspielen, seit ein derartiges Bekennertum von keinerlei Gefahren für Person oder Portemonnaie mehr bedroht ist.

Denn bekanntlich hat sich in den entscheidenden Tagen selbst, als die Republik an Stelle des plötzlich spurlos verflüchtigten Kaiser- und Monarchentums trat, überhaupt keine Stimme gegen die Einführung des neuen Staatssystems erhoben, geschweige denn, sich eine Hand dagegen gerührt.

Rein formal betrachtet hat also damals im November 1918 das gesamte deutsche Volk durchaus einmütig der Revolution zugestimmt, mochte dies sich nun in tätigem Handeln oder in stillschweigendem Geschehenlassen äußern. Selbst der von der Reaktion immer wieder mit starken Auslassungen oder auch Fälschungen angeführte „einzige Protest gegen den Umsturz" bei den Beratungen in Spa am 9. November durch den Generalstabschef des Kronprinzen, Grafen von der Schulenburg (spätern deutschnationalen Reichstagsabgeordneten. Die Schriftleitung.), gab bekanntlich den deutschen Kaiserthron als unhaltbar auf. Dieser „monarchische Protest" bereitete sogar gleich den Einsturz des ganzen Reichsgebäudes vor, als er das Telegramm nach Berlin entwarf, „der Kaiser lege die Reichskrone nieder, er bleibe aber König von Preußen usw."

Wohl nie hat sich mithin eine Staatsumwälzung in so friedlichen und gesitteten Formen abgespielt wie diese deutsche. Wobei noch die Tatsache wesentlich mitspricht, daß der Untergang des monarchischen Systems gleichzeitig mit dem allerdings vom Volke geforderten Thronverzicht des letzten Monarchen in erster Linie eine Folge der Flucht des Kaisers ins Ausland war. Das monarchische System brach also nicht allein unter der Last jahrzehntelanger Fehler, Sünden und Irrtümer zusammen, sondern sein letzter Vertreter gab ihm selbst schließlich noch den entscheidenden Stoß.

Von all diesen historischen Tatsachen, die vollauf die „Legitimität" der deutschen Republik begründen und rechtfertigen, haben deren berufene Vertreter aber so wenig Gebrauch gemacht, daß heute nach 12 Jahren noch Millionen Deutsche kritiklose Mitläufer der Parteien und Gruppen sind, die in grober Geschichtsfälschung als Hauptgrund ihrer angeblichen Berechtigung zum Unterwühlen des bestehenden Staates dessen Erstehen aus dem „Verbrechen des 9. November" angeben.

Es ist daher zu begrüßen und kann von jedem Republikaner mit erleichtertem Aufatmen festgestellt werden, daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold jetzt den von ihm jahrelang schon geführten Kampf für die Wahrheit mit verschärftem Nachdruck weiterführt.

Wie richtig das Reichsbanner mit dieser Form der Propaganda für die Republik das Uebel der weitverbreiteten Unlust am neuen Staat an der Wurzel gefaßt hat, konnte ich auf meiner jetzt unternommenen Vortragsreise im Gau Volksstaat Hessen feststellen.

Es war unverkennbar: Allenthalben im deutschen Volke lebt ein Suchen und Ringen um Wahrheit und Klarheit! Nicht zuletzt aber will man auch einwandfrei wahrheitsgemäß aufgeklärt werden über den tatsächlichen Verlauf jener Tage, da das alte Reich und sein System in Trümmer zusammenbrachen und das neue Deutschland an seine Stelle trat. Und wenn man an Hand aktenmäßig festliegender Belege hörte, wie diese deutsche Revolution mit historischer Naturnotwendigkeit herangereift und dann schließlich zum Ausbruch gekommen war, war bis weit in die gegnerischen Kreise und Gruppen hinein klar ersichtlich, daß fast alle Hörer zum mindesten nachdenklich geworden waren.

Dies aber — das Nachdenklichwerden — ist auch das erste Ziel, das sich das Reichsbanner mit seiner jetzt eröffneten republikanischen Aktion gesetzt hat.

Nachdenklich werden soll das Volk, soweit es zu Mitläufern eines verstiegenen Nationalismus, eines sinnlosen Monarchismus oder vollends eines staatszerstörenden Radikalismus geworden ist. Nachdenklich zunächst, indem ihm mit unwiderlegbarer Beweiskraft gezeigt wird, daß all diese Partei- usw. Programme sich auf groben Geschichtsfälschungen oder glatten Lügen aufbauen. Und nachdenklich dann im Sinne der einfach logischen Folgerungen, die sich weiter daraus ergeben über die politische Stellungnahme jedes einzelnen Volksgenossen.

Aufgeräumt in den verwirrten Gemütern wird mit den sinnlosen Verdrehungen, die skrupellose Hetzer über die Begriffe Vaterlandsliebe, Reichstreue, nationale Pflichten usw. verbreitet haben.

Es war nur zu natürlich, daß alle Gegner der Republik deren bisheriges zaghaftes Eintreten für ihr alleiniges Daseinsrecht im Sinne wahrhaft vaterländischer Weltanschauung ganz besonders ausgiebig stets als ein Zeichen hinstellten, daß man auf republikanischer Seite selbst kein ganz reines Gewissen habe.

Das Reichsbanner packt daher an der allein richtigen Stelle an, wenn es immer wieder, so auch jetzt, sein eignes stolzes und freudiges Bekennen zum neuen Staat in großzügig angelegter Propaganda hinausträgt in alle Gaue des Reiches und mit der Wucht historischer Tatsachen und Wahrheiten nachweist, daß wirkliches nationales Denken und Handeln nicht ein Privileg der Parteien und Richtungen ist, die von jeher in Deutschland unter dieser Maske ihre rein egoistische Partei- und Interessenpolitik verbargen, sondern nur dem zugebilligt werden kann, der wirklich sein deutsches Vaterland „über alles" stellt; auf Grund der Geschehnisse und Tatsachen also nur dem freudig sich bekennenden Republikaner!

Nicht verschwiegen allerdings darf, vielmehr nachdrücklich betont werden muß, daß ein restloser Erfolg dieser Aufklärungspropaganda des Reichsbanners nur dann zu erwarten ist, wenn sie Hand in Hand geht mit lückenlosem Ausbau der Organisation des Reichsbanners selbst in all seinen Teilen und Gliedern.

In dieser Hinsicht dürfte der Gau Volksstaat Hessen, in dem ich jetzt sprechen durfte, wohl als glänzendes Vorbild und Beispiel hingestellt werden.

Die Art, wie hier ein reibungsloses Zusammenwirken und Ineinandergreifen aller Gruppen sowie ihre jederzeit aktionsfähige Konzentrierung unter der Gauleitung erreicht ist, ist mustergültig. Sie gab von vornherein dieser Propaganda durch das Wort die feste Grundlage und sicherte ihre Nachwirkung.

Man kann daher nach diesem Anfang vertrauensvoll der Hoffnung leben: daß dieser Vormarsch des Reichsbanners den großen Vormarsch und Sieg des republikanischen Gedankens eingeleitet hat und erfolgreich durchführen wird. —

Ein Schafskopf im Schafspelz

Eine Kriegserinnerung von Badene.

Verdammt kalt war der Winter 1916/17 in Rußland. Und gleichermaßen verdammt knapp und fettlos war die Beköstigung. Oft fror und hungerte man wie ein Hund.

Nach 48stündigem Dienst als Artillerie-Hauptbeobachter wurde ich abgelöst. In diesen Dienst teilte ich mich als Vize mit den beiden Batterie-Offizieren, nur mit der ständig gewordenen Einrichtung, daß während meines Dienstes immer etwas los war. Doch das war wirklich oft Zufall, oft auch war die Einteilung daran schuld. Ich war also abgelöst und war einesteils dienstfrei, anderenteils müde, übernächtigt, schlapp und hatte einen hohlen Magen. Irgend etwas zog mich nach dem Dorfe Stolowitschi. Hier war das Protzenquartier, die Schreibstube, die Küchenzentrale und andres mehr. Hier gab es manchmal etwas zu kaufen: ein paar Eier oder etwas Speck, welche Leckerbissen meiner Frau und meinen Kindern gute Dienste leisten konnten, wenn es auch jeweils nur ein Feldpäckchen war. Das also zog mich gen Stolowitschi. So trollte ich aus den Gräben des Kartenquadrats 8974 der Kriegskarte „8 Stolowitschi (Bl. XIX — 20 — B. C.)" heraus und nahm den Weg durch das Sumpfwäldchen an der Ulmenhöhe.

Der Weg war bei grimmiger Kälte und hohem Schnee arg mühevoll, und meine Stimmung entsprechend schlecht. Als ich aus dem Wäldchen herausgestapft komme, fährt von der andern Seite her ein Schlitten und hält gerade dort, wo ich nach rechts einbiegen mußte. Der Bursche sprang vom Bock und half dem einzigen Insassen, der völlig in einen Schaffellmantel eingehüllt war, beim Aussteigen. Inzwischen war ich bei der Gruppe angekommen. Auf den ersten Blick erkannte ich in dem gut gepflegten und gut genährten, ältlichen und bartlosen Gesicht ein höheres oder hohes Tier, und ganz selbstverständlich lag es in den Knochen, sich vor ihm aufzustellen und die Marschmeldung mit Namensangabe usw. zu machen. Und doch ist es so weit nicht gekommen, denn mein Verstand befahl mir, es zu unterlassen, weil das hohe Tier nicht die geringsten Rangabzeichen sichtbar trug; alle diese Herrlichkeiten, die den Soldaten vom Gemeinen bis zum Feldwebel immer zum Stockfisch erstarren ließen, waren von dem Schafpelzmantel verdeckt. Die Achtung vor mir selber siegte. Und im Vorbeigehen grüßte ich salopp mit

„Morje, Kamerad."

„Was ist das für ein Kerl", schrie es hinter mir her.

„Meinen Sie mich?" fragte ich gelassen und breitbeinig. Unser Abstand betrug gut zehn Schritt, und das war recht so.

„Ja, Sie meine ich! Können Sie nicht melden?"

„Was fällt Ihnen ein, etwas Derartiges zu verlangen?" schrie ich im berühmten Feldwebelton. „Der Kerl, den Sie meinen, ist Artillerie-Vize seit Kriegsbeginn. Und wer sind Sie denn, he?"

„Verrückt geworden", schallte es mir entgegen, „sehen Sie nicht, wer ich bin?"

„Ein Mann im Schafpelz", gab ich zur Antwort.

„Ich bin Offizier!"

„Das kann jeder sagen. Sie zeigen nur die Silberkokarde an der Mütze, und die habe ich auch."

„Menschenskind, was glauben Sie denn, wer ich bin?" rief er nun und lächelte etwas. Offenbar hatte er also die Unmöglichkeit seiner Lage eingesehen und wollte einlenken, was mich aber nicht umstimmte. Und ich antwortete:

„Wahrscheinlich ein Offizierstellvertreter, frisch aus der Etappe importiert. Solche Leute reißen das Maul gern auf. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe."

Ich wendete mich um und ging. Aber nur zwei Schritte. Dann schrie er seinem Burschen zu:

„Holen Sie mir den Kerl her!"

Auf so etwas Aehnliches hatte ich aber gewartet. Schon hatte ich meine Pistole in der Hand, wendete mich um, richtete die Waffe gegen den Burschen und schrie: „Zurück, oder ich schieße!"

Die Situation war nun doch immerhin recht spitzig geworden durch das Verhalten dieses Schafskopfes im Schaffell. Daß ich auf den Burschen nicht geschossen hätte, war klar, besonders als ich in das hübsche Gesicht des jungen Menschen sah, der früher vielleicht Herrschaftskutscher war und der dem Alter nach bestimmt mein Sohn hätte sein können. Immerhin: ich stand im Anschlag gegenüber einem ältern Knaben, der einen Befehl auszuführen hatte, und zwar einen unmöglichen Befehl, denn ich war, wie man so sagte, Portepeeträger. Was nun werden sollte, war mir völlig unklar. Aber vor einem Umstand hatte ich sozusagen Furcht, ich weiß das noch genau. Und das war, daß jener im Schaffell seinen Pelzmantel geöffnet und sich in seiner ganzen Glorie gezeigt hätte. Das wäre außerordentlich peinlich für mich gewesen. Aber er tat es nicht, sondern schnarrte:

„Kommen Sie her!" Und der Mann kehrte ängstlich zurück.

„So. Und jetzt machen Sie, daß Sie in Ihren Dienst kommen", sagte ich zu dem Mann im Schaffell. Dann nahm ich meinen Weg gen Stolowitsch wieder unter die Füße.

Bald hörte ich den Schlitten hinter mir herkommen und gleich darauf hatte er mich überholt. Der Mann im Schaffell und ich wechselten im Vorbeifahren giftige Blicke. Daß er nun zur nächsten Batterie fuhr, um mich zu stellen oder möglichst sogar abführen zu lassen, war mir klar. Und diese nächste Batterie war jene, der ich die Ehre hatte, anzugehören. Ich hätte umkehren können, was aber keinen Zweck gehabt hätte.

Schon von weitem sah ich, daß man mich erwartete. Ein Mann sprang zum Offiziersunterstand. Und dann kam der Batterieführer, Leutnant M., auch schon heraus, ging den Abhang der Sumpfhöhe 154 herunter nach der Straße. Ich mußte also an ihm vorbei. Leutnant M. war ein anständiger Charakter mit natürlichem und klarem Verstand, der sich seine Gesinnung auch in diesen Jahren bewahrt hatte. Er schätzte mich und ich schätzte ihn. Kurz bevor ich ihn erreicht hatte, trat auch der Schaffellmann aus dem Unterstand heraus, und mit ihm der dienstfreie Leutnant H. Also es stimmte, was ich vermutet hatte. Leutnant H. war ebenso groß als Feigling wie als Hetzer gegen die Mannschaften. Ohne Krieg wäre er Unteroffzier geblieben. Nun war er Leutnant. Er und ich standen uns immer feindlich gegenüber. In diesem Falle hat er bestimmt kein gutes Haar an mir gelassen. Daß trotzdem der Batterieführer allein herunterkam und die andern zurückbleiben mußten, bewies mir, daß er sich seine Autorität als Batterieführer zu wahren gewußt hatte. Vorschriftsmäßig ging ich auf ihn zu und meldete stramm:

„Vizefeldwebel Badene von Beobachtung abgelöst. Auf dem Wege zum Protzenquartier."

„Danke. Und sonst?"

„Ich melde, daß ich mit dem Manne dort oben im Schaffell unterwegs eine Auseinandersetzung hatte. Ich würde diese Sache nicht melden, wenn der Mann jetzt nicht hier in Offiziersgesellschaft wäre. Er wollte haben, ich solle ihm unterwegs melden, was ich verweigerte, denn er ist als Offizier nicht erkenntlich."

„Menschenskind", sagte er gedämpft, „Sie haben ja recht gehabt, aber Sie mußten doch zum wenigsten wissen, daß der Mann, wie Sie sagen, ein Offzier ist. Ein hoher Offizier sogar. Da hätten Sie doch melden können. Es kostet ja nichts."

„Ich sah von ihm nur die Silberkokarde, und die habe ich auch, Herr Leutnant. An dem Manne war weiter nichts vom Offizier zu sehen. Für mich ist er höchstens Portepeeträger wie ich."

„Bleiben Sie dabei?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Wollen Sie sich entschuldigen, wenn Sie den Mann ohne Pelzmantel sehen?"

„Nein, Herr Leutnant. In Offiziersuniform ist er für mich militärisch ein andrer, wenn ich auch persönlich weiß, daß er ein und derselbe ist. Für mich ist er jetzt immer noch etwa, was ich bin."

„Wenn Sie wieder zurückkommen, kommen Sie zu mir. Nicht vergessen. Ade, Badene."

„Ade, Herr Leutnant." Ich machte kehrt und ging weiter.

Der Fall war für mich erledigt, allerdings unter Mitwirkung meines Leutnants M. Und wer der „Mann" war, wußte ich ganz gut: ein Major. Während unsers Zusammentreffens aber trotzdem ein Schafskopf im Schaffell. Später hatte ich noch andre Tänze mit diesem Mustermajor, bis die Kriegshandlungen uns trennten. —